

Christoph Bitzer

KOWALKSI 1 Ein schwieriger Fall

Eine Spurensuche

Christoph Bitzer

Kowalksi 1
Ein schwieriger Fall

Eine Spurensuche in 191 Schritten

K1 *Auf einem Balkon sitzt ein Mann.*

Er ist nicht besonders groß und auch nicht besonders klein, ein Mittelgewicht mit sportlicher Figur. Sein Gesicht trägt Spuren des Lebens, seine Lippen sind dünn, seine Nase verschrammt. Für gewöhnlich trägt er keine Brille, obwohl er ein wenig kurzsichtig ist. Aber dafür liebt er graue Hemden, von denen er denn auch gleich einige Dutzend besitzt, und Zigarren, am liebsten ganz kurze, die er zur Entspannung raucht. Er heißt Kowalski, Kurt, ist 57 Jahre alt und Frührentner. In seinem beruflichen Leben war er Kommissar. Er verhaftete Räuber und andere Personen, die sich gegen das Gesetz stellen. Jetzt beschäftigt er sich eher mit harmlosen Dingen: Er liest, er geht spazieren, er hört Musik, er spielt Gitarre, manchmal interessiert er sich sogar für die Kunst, aber nur, wenn er wirklich nichts anderes zu tun hat. Neben vielen kleineren Zwischenfällen, die sein Dasein beschwert haben, hat es einmal einen größeren gegeben, der seinen Verbrecherjagden offiziell ein Ende bereitet hat: Kurt Kowalski hatte einen Unfall, der ihn stark veränderte. „Allerdings zum Guten!“, wie er selber betont. „Seit ich dem Tod von der Schippe gesprungen bin, kenne ich den wahren Wert des Lebens.“

K2 *Der wahre Wert des Lebens*

ist für ihn ein großes Thema. Man kann es ihm nicht verdenken, denn er ist ein im Grunde glücklicher Mensch. Das liegt nicht nur an seiner üppigen Pension, die ihm ein materiell-sorgenfreies Dasein ermöglicht; ferner an seinem, immerhin wieder ganz passablem Gesundheitszustand und einer Wohnung, die von einem richtigen Architekten geplant worden ist und eine Vorzugslage besitzt; es liegt vor allem an seiner Lebensgefährtin Lisbeth. Beide, Wohnung als auch Lebensgefährtin sind für ihn ein wahrer Augenöffner, sowohl ästhetisch als auch intellektuell. Denn Lisbeth ist nicht nur attraktiv, sondern klug obendrein, und seine Wohnung ist nicht nur schön, sondern vor allem auch raffiniert geschnitten. Kowalski sieht hier die Vereinigung von Prinzipien, die ihm mehr als tröstlich erscheinen. „Das Schöne mit dem Wahren zu vereinen, ist mir persönlich doch sehr wichtig.“, gibt er ganz offen zu. „Es gibt meinem Leben eine Orientierung, nach der es sich richten kann, und es verleiht meinem Urteil Maßstäbe, die man gern anwendet.“ Sogar bei der Verbrechensbekämpfung soll ihm dieser Zusammenhang zwischen dem Schönen und dem Wahren öfter von Nutzen gewesen sein. Damals hat er den Satz gern einmal von sich gegeben: „Das Gesicht des Verbrechens ist immer hässlich, während die Recht-schaffenheit selten einmal zur Fratze wird.“

K3 *Kowalskis Wohnung ist nicht sehr groß,*

aber dafür um so behaglicher. Sie gehört mit zu diesen seltenen Glücksfällen, in denen Architektur sich auf leisen Sohlen ins Reich der Poesie begibt und Wände, Decken, Böden, Fenster und Türen weit über ihre ursprünglichen Verhältnisse hinaus haben wachsen lassen. Zu sagen, diese Wohnung habe etwas Zaubenhaftes, ginge wahrscheinlich zu weit; aber doch stellt Kowalski gerade in den Stunden der Dämmerung fest, wie das goldene Licht der Sanftmut an diesem Ort Aufenthalt nimmt und nicht nur die Dinge mit Glanz umgibt, sondern auch ihn selber. Außerdem hat er in der relativ kurzen Zeit, die er bisher hier verbringen konnte, so schöne Dinge erlebt, dass ihm gar nichts anderes übrig bleibt, als seiner Behausung eine „märchenhafte Note“ zu attestieren.

Dabei erinnert er sich lächelnd, wie er die Zimmer vor gut zwei Jahren von einer Studentin übernahm, deren Tante zufällig Lisbeth hieß, einer schlank-gewachsenen Brünetten, Mitte Vierzig mit einer Art aristokratischen Grundhaltung. Die war wohl eher zufällig bei der Abwicklung der Formalitäten zugegen gewesen, hatte aber auf Kowalski vom ersten Moment an einen tiefen Eindruck gemacht, weil sie etwas so ungemein Souveränes ausstrahlte. Man war miteinander ins Gespräch gekommen, hatte sich verabredet, und zwei Wochen später hatte man sich schon in dieser seligen Dauerspannung befunden, die das Leben strafft wie ein Trampolin, auf dem man in den Himmel hüpfte. „Oder wie eine dieser Gummischnüre, die draußen auf meinem Balkon die Geländerpfosten miteinander verbinden und mich immer an die Saiten meiner Gitarre erinnern.“, denkt sich Kowalski und macht dabei ein ernstes Gesicht: Über seine späte Liebe sowohl als auch über den wunderbaren Balkon, auf dem er so gerne sitzt und hinaus ins Freie blickt, lässt er halt partout nichts kommen.

K4 *Auf dem Balkon sitzen*

tut er bis tief in den Herbst hinein, wenn die Blätter der Bäume rings umher bereits fallen, obwohl es jetzt noch später Sommer ist. Er schätzt dessen Lage, dessen Diskretion und überhaupt die etwas erhöhte Sichtweise, die der Freisitz gewährt. „Wahrscheinlich gibt es keinen besseren Ort für mich, um nachzudenken.“, bestimmt er gewissenhaft. Aber auch fern dieser sicher nicht unwichtigen Funktion, die der Balkon damit für ihn übernimmt, ist dieser für ihn unbedingt ein Platz des Friedens. „Mein Geist kommt nirgends besser zur Ruhe als hier.“, sagt er in etwa, oder auch: „Hier ist mein Zentrum, mein Nabel der Welt. Die Probleme des Planeten liegen ausgebreitet vor mir oder ziehen wie bunte Seifenblasen an mir vorüber. Ich betrachte sie ruhigen Gemüts.“ – Er weiß ganz genau, wie wichtig ihm diese Feststellung ist. „Ohne Frieden kann es keine Klarheit geben. Und was wäre wichtiger, um die Dinge richtig benennen zu können, wenn nicht ein völlig entspanntes Wesen und eine sich selbst liebende Natur?“

Lisbeth hinwiederum liebt diesen philosophischen Touch. Sie meint, man fände dergleichen bei Männern nur selten, – wobei sie selber vollkommen davon überzeugt ist, dass gerade in Zeiten wie diesen nichts so sehr Not tut, wie ein sanftmütiges Herz: „Wo es überall brodeln und die Leute gern mit Schaum vor dem Mund sich ihrer Meinung entäußern, sollte man sich einmal ruhig auf seine vier Buchstaben setzen und in sich gehen! Die Welt ist zu einem rasenden Karussell geworden mit einem Motor, der sich bald noch ganz heiß laufen wird! Auch fleißige Bewegung kann schaden, wenn man es mit ihr übertreibt.“

Wie gesagt, Lisbeth ist eine Frau hoher Vernunft. Das rechte Maß zu finden scheint ihr ein großes Ziel, dem viele kleinere sich unterzuordnen haben. Sie sieht darin sogar „den Schlüssel zur Harmonie“ – welcher in

menschlichen Beziehungen im Allgemeinen und solchen von persönlichem Wert im Besonderen tunlichst anzuwenden ist. Für sie gibt es eine Weltformel des Glücks, die sich in der Kunst niederschlägt, die rechte Balance zu finden. Nicht umsonst ist sie Leiterin einer Ballettschule in Stuttgart, wohin sie denn auch immer wieder pendelt, während K. sich selbst als einen Menschen der sanften Hügel des südlichen Voralpenlandes bezeichnet.

K5 *K. ist kein typischer Allgäuer, aber er ist auch einer.*

Er ist hier geboren. Er liebt den Landstrich und seine Sprache, und obwohl er hochdeutsch denkt und in wichtigen Angelegenheiten auch so redet, sagt er doch, wenn ihm etwas sehr gegen den Strich geht: „Itz kâsch mi â moal gärâ haou!“ – , womit es ihm denn auch gleich besser geht. Diese Laute haben für ihn etwas Heilsames. Sich mit ihnen umgeben zu können, heißt, die grünen Hügel des Umlandes im Mund zu führen. Er weiß dann ganz selbstverständlich, wie die Berge hier schmecken und der große Alpsee oder das Hintersteiner Tal. „Wunderbar, was so ein Dialekt alles kann!“, findet er. Und als wäre es ein Vorrecht des Hiesigen, auf dem vertrauten Umland gewissermaßen herumkauen zu können, spricht er für sich selbst diesen prominenten Paradesatz, den noch jeder Auswärtige hier zu hören bekam, um das Klangspiel der Urwüchsigkeit seinen Ohren näher zu bringen: „D‘r Bauwlâ hocket auf‘m Beu ond feugêt mit‘m Bobbl Garâ.“

K6 *Lisbeth versteht nicht immer alles,*

was er so vor sich hin plappert. Wie gesagt, sie kommt aus Stuttgart und ist in der Regel nur übers Wochenende bei ihrem Lover zu Besuch. – Natürlich haben sie keinerlei Schwierigkeiten, sich zu verständigen. Jedenfalls die meiste Zeit. Die Liebe ist eine Universalsprache, die den Analphabeten mit der Hochschulprofessorin eint; solange sie frisch ist, leistet ihr Vokabular bekanntermaßen die ungeheuerlichsten Dinge. Aber fairer Weise muss man auch hinzufügen, dass Kowalski und Lisbeth vor allem eben doch geistig auf ein und der selben Wellenlinie liegen. Sie sind beide nicht einfältig genug, um das, was sie aneinander haben, an den Grenzen der Sprache scheitern zu lassen. Ihre Herzen schlagen im Gleichklang, wenn man so will – ganz egal, ob der eine nun „Pfiat di!“ und der andere „Adele!“ sagt.

Im Augenblick der Trennung spielt das jedenfalls keine Rolle. Sobald die Tür eines Autos, eines Zugwagens oder einer Wohnung sich schließt und man auf sich selbst, und das heißt: auf den Ort der eigenen Zweifel zurückgeworfen ist, zählt nur noch die persönliche Kraft, es mit der eigenen Person auszuhalten, oder eben der eigene Ideenreichtum, sich die Zeit so gut als möglich zu vertreiben.

K7 *Kowalski macht es nichts aus, sich Gedanken zu machen.*

Er ist fast schon ein richtiger Grübler. Gern meditiert er über das Ganze und gern teilt er die Welt dabei ein in eine Innen- und eine Außenseite. Natürlich ist er damit nicht allein. Schon so manch einer vor ihm hat dem Leben derartige Zwiespältigkeiten zugefügt. Aber erstens tut der Ex-Kommissar dies nicht in böser Absicht und zweitens bildet er in seiner Funktion als Kriminalist gerade damit die große Ausnahme. „In der Regel wirft unsereins alles in einen Topf, indem es sagt. ‚Die Welt ist bis in ihre letzten Winkel hinein verdächtig, allgegenwärtig lauern Gefahren, Böses und Perfides ist überall!‘ Und ich weiß, wovon ich rede, denn ich war früher einmal ähnlich gestrickt. – Aber heute ist mir das viel zu triste. Ich glaube an die Innenseite des Körpers, der Natur und meiner Gitarre. Es lebe die Substanz und natürlich der feine Unterschied!“

Allerdings will er nicht falsch verstanden werden: Wenn er von der Innenseite der Welt spricht, meint er damit nicht ausschließlich ihren subjektiven und gewissermaßen psychologischen Aspekt (obwohl er den selbstredend auch meint). Er meint damit vielmehr einen, ihn selbst betreffenden Spezialzustand, der immer dann eintritt, wenn er sich einmal nicht mit irgend einem Kriminalfall beschäftigt. Die Innenseite der Welt bedeutet für ihn die persönliche Sicht in ein Leben ohne Verbrechen oder Schrecknisse landläufiger Art. Sie ist sein Vorzugsmodell, seine aktualisierte Form des Paradieses, seine Heile-Welt-Vorstellung und damit sein favorisierter Rückzugsort. Aber genaugenommen bildet sie für ihn auch eine seelische Notwendigkeit. „Wie könnte ich leben, ohne die Möglichkeit, mich vom Hässlichen abwenden zu können, wenn ich will, um der Schönheit des Lebens ins Antlitz blicken zu können?“ – Er wählt absichtlich das Wort „Antlitz“,

weil es ihm nicht nur sehr feierlich anmutet, sondern den Kern der Sache auch gut zu treffen scheint. Wirklich gibt es für ihn Stunden und Tage, größere und kleinere Teilstücke seiner Existenz, die er als „schön“, beizeiten sogar als „wunderbar“ deklariert. Nur vor dem Hintergrund dieser Tatsache kann er das Böse, dem er natürlich auch als Pensionär begegnet, als das erkennen, was es ist. „Hätte ich nicht so vielerlei Sonnen in mir, würden die üblen Taten in der Welt wohl kaum für mich einen so beträchtlichen Schatten werfen ...“

K8 *Einen der größten Schatten dieser Tage*

sieht der Frühpensionär zwangsläufig in der Auseinandersetzung mit jenem sogenannten „Fremden“, das jetzt überall in der Welt ist und den Leuten Sorge bereitet. Er findet sogar, dass sich die Bevölkerung deswegen in einem Zustand innerer Zerrüttung befindet – ein Phänomen, das er seit der großen Friedens- und Anti-Atomkraft-Bewegung der 80er Jahre so gar nicht mehr wahrgenommen hat. „Das Kollektiv rumort, es diskutiert, es zweifelt, es sucht nach Antworten auf Fragen, die plötzlich überall im Raum hängen wie schwere Eisenplatten, die einem vor den Kopf stoßen wie fallende Blätter in stürmischer Zeit. Sobald man nur ein wenig seinen Hals aus dem Getriebe des Gewöhnlichen streckt, läuft man Gefahr, vom Tumult der Meinungen erschlagen zu werden. Da liegt es schon nahe, einmal richtig abzuschätzen, woher der Wind weht!“

K9 „Aber ist fremd zu sein schon ein Verbrechen?“, fragt Lisbeth irritiert, die gerade zur Tür hereinkommt und ihren kleinen Koffer in die Ecke stellt. Auch legt sie sich dabei schwer die Hand auf die Brust, weil sie meint, ihr Freund wäre gerade dabei, sich geistig zu verlaufen.

„Wo denkst du hin!“, antwortet der Verdächtige entschieden und nimmt ihr fürsorglich den Mantel ab. „Natürlich nicht! Man hat nur das Gefühl, es sei etwas Schwerwiegendes vorgefallen, das aufgeklärt zu werden wünscht und das genau mit diesem Fremden zu tun hat, das jetzt überall als gefährlich zu erweisen sich anschickt ...“

„Meinst du wirklich? Hoffentlich spielt uns unsere Wahrnehmung da keinen üblen Streich ... Und hoffentlich ist das, was man meint in der Ferne lauern zu sehen, nicht bloß eine ganz gewöhnliche Fata Morgana.“ Doch Kowalski küsst sie und sieht das ganz nüchtern: „Manchmal muss man nur lang genug warten, dann ereignet sich schon etwas, das man schlimmer Weise auch hat kommen sehen.“

„Aber manchmal“, erwiderte Lisbeth darauf gelassen, „ereignet sich einfach auch bloß die Wirkung vor einer Ursache, die niemals stattgefunden hat. Ich meine, vielleicht nehmen wir alle an, dass irgend etwas passieren muss, und wappnen uns dagegen, indem wir uns schon einmal präventiv davor fürchten, auch wenn dieses Etwas dann gar nie eintritt.“

K10 *Dabei lässt sich gar nicht abstreiten,*
dass das ein oder andere schon geschehen ist, das
zurecht Anlass zu noch weiterer Sorge bietet. Kowal-
ski denkt an das Jahr, das schon leise verweht und das
in seinen vergangenen Monaten so viel Hässliches wie
Gefährliches zutage gefördert hat. „Denk doch nur an
die Attentate in aller Welt, die begangenen und die
vereitelten, den Mob auf den Straßen und die bren-
nenden Häuser! An Menschen, die ihre Rechtschaffen-
heit eintauschten gegen Galgen, die sie mit sich durch
die Straßen schleppen. Da mag man sich noch soviel
die Augen reiben, als wär's ein böser Traum: Eine Fata
Morgana hat keine Hände und Füße, die andere trampelt
und totschießt.“

K11 „Ich jedenfalls wünsche mir Klarheit.“, entscheidet Kowalski dann weiter. „Ich mag die Verwirrung nicht, die in meinem Kopf entsteht, wenn ich an all das denke, was jetzt zwischen den Leuten so fürchterlich grummelt. Manchmal fühlt sich das fast schon so an, wie in einem dieser bösen Träume, worin man nichts sieht und die Welt um einen herum ein einziger, blinder Schatten ist. Obwohl man ganz genau weiß, dass man nur die Augen aufmachen müsste, um ins Licht der Erkenntnis zu gelangen, schafft man es nicht! Man fühlt sich der Freiheit so nah, aber eben der Unfähigkeit ganz ausgeliefert. – Nein: Es muss eine Möglichkeit geben, diesem diffusen Etwas zu entkommen!“, mahnt er sich selbst zu größerer Disziplin. „Womöglich sollte ich das alles wie einen echten Kriminalfall behandeln und so verfahren, als löste ich einen Fall ... Denn eines ist klar: Dass wir uns alle plötzlich mit neuen Verhältnissen konfrontiert sehen, ist noch kein Verbrechen. Aber wenn wir nicht aufpassen, kann freilich schnell eines daraus werden! – Zumindest sollte einer wie ich, der es gewohnt ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, sich nicht Verhältnissen überlassen, in denen es drunter und drüber geht. Er sollte recherchieren und Indizien sammeln. Danach Puzzle für Puzzle zusammensetzen und schauen, was dabei rauskommt.“

Dem Ex-Kommissar gefällt die Idee. Ja, er erachtet es geradezu für seine Pflicht, in der Sache tätig zu werden. „Schließlich schulde ich der Allgemeinheit einiges an Dank! Seit meiner Pensionierung kommt der Steuerzahler für mich auf. Ich habe so viel Zeit, all die Fragen zu stellen, die nötig sind, um eine saubere Ermittlung durchzuführen, dass meine Mitbürger getrost die Ergebnisse meiner Nachforschungen nachlesen

können, als stünden sie abgedruckt auf den Seiten eines hübschen Buches. Ich will ganz sorgfältig sein, „weil es zum einen meine Natur ist und zum anderen meine Tage sinnvoll verkürzt.“

K12 *Und also beginnt der Ex-Kommissar*

und Frühpensionär Kowalski tatsächlich ein Buch zu schreiben, in das er all die Dinge notiert, die seiner Meinung nach dafür ausschlaggebend sind, dass sich die gewöhnlichsten Verhältnisse schnell zu etwas Verbrecherischem wandeln können. Er nennt dieses Buch „*Ein schwieriger Fall*“, meint, es sei ein richtiger Thriller und der Versuch der Verhinderung eines Verbrechens vor allem zwischenmenschlicher Art. Dann lässt er die Sache auf eigene Kosten drucken, weil er ja erstens kein richtiger Schriftsteller ist, der seine Sachen einem richtigen Verlag antragen dürfte, und zweitens erachtet er es einfach als hübschen Zeitvertreib und echte Notwendigkeit, seinen Gedanken Gestalt zu geben. Als das Produkt seiner Mühen fertig ist, legt er es Lisbeth vor, die nicht ohne Neugier darin zu blättern beginnt. Sie liest folgende Passage:

Am Anfang des 21. Jahrhunderts geraten viele Dinge auf dem Globus plötzlich so sehr in Bewegung, dass die Reibungsenergie der einzelnen Elemente eine sehr hitzige Gesamtsituation erzeugt. Der große Leib der Ordnung beginnt zu schmelzen und verwandelt sich zunehmend in ein flüssiges Etwas, eine Art Brühe, die zuerst das allgemeine Miteinander trübt und im Verlauf ihrer Entwicklung immer brauner zu werden beginnt.

„Aber das ist ja gar nicht mal so schlecht!“, quittiert die Lesende den Abschnitt: „Eine doch einigermaßen brauchbare Einschätzung der Gesamtsituation. – Nur was ich dich noch fragen wollte: Wer oder was meinst du eigentlich steckt hinter diesem großen Wunsch nach Veränderung? Oder anders gefragt: Hast du schon einen Verdacht, wer die eigentlichen Drahtzieher sind?“

K13 „Das ist eine gute Frage“,

erwidert hierauf der Autor und gibt zu verstehen, dass er zumindest vor seiner Niederschrift sich auch nicht im Klaren darüber war, wer oder was für all das verantwortlich gemacht werden könnte. „Ich hatte nie einen direkten Tatverdächtigen, einen großen Spitzbuben und Erzverbrecher hinter alldem zu sehen vermocht; ich dachte eher daran, dass einfach nur wieder einmal die Zeit derartige Früchte trüge. Denn du musst wissen – und zu diesem Schluss bin ich immerhin gelangt –, dass so etwas einfach immer wieder passieren muss. Natürlich macht Erfahrung klug, und aus der Geschichte kann man manches lernen. Aber vielleicht auch nur für eine gewisse Zeit ...“ Dabei schwankt er etwas mit dem Kopf hin und her und meint melancholisch: „Solch ein Mensch ist eben ein vergessliches Ding. Wenn die Wunden abgeheilt sind, die irgend ein Krieg, eine Verirrung oder eine große Not geschlagen hat, weiß er oft schon gar nicht mehr, wie es war, an vorderster Front zu stehen, blind gewesen zu sein oder Unbill ertragen zu haben.“

Lisbeth aber, die ihm in solchen Fällen gern einmal widerspricht, tut dies auch jetzt, indem sie entgegnet: „Du meinst also, alles sei umsonst? Die Weltgeschichte ist gar keine Heilsbringerin, die uns auf dem Weg in irgend eine glorreiche Zukunft vorwärts stößt, sondern bloß ein andauerndes Rumoren in den Gedärmen der Zeit? – Pfui! Schäm' dich! So etwas glaubt man doch nicht allen Ernstes! Es wäre ja gelacht, wenn es mit allem nur einfach so weitergehen würde und bloß immer der gleiche Niedergang die Folge unserer redlichen Bemühungen ist! Ein Skandal, den man vor das höchste Gericht oder am besten gleich dem Lieben Gott persönlich vortragen sollte, wenn es ihn gibt, was ich stark hoffe!“

K14 *Kowalski mag Lisbeths Anregungen sehr.*

Auch jetzt ist es ihm ein starkes Bedürfnis, ihren Wünschen gerecht zu werden und in eine Kirche zu gehen, um sich tatsächlich mit dem Lieben Gott persönlich über die Sache zu unterhalten.

Es ist ein klarer Herbstnachmittag, das Kirchenschiff ist leer, aber nicht öde. Das Licht, das durch die bunten Fenster fällt, spricht von Zeiten, die längst vergangen sind, und zaubert farbige Muster auf einen alten Steinboden. An einem Seitenaltar verbrennen schmerzhaft Kerzen. Draußen zwitschert verloren ein Vogel. Mitunter sucht Kowalski diesen Flair. Er sagt, er brauche dergleichen, um klar denken zu können – ohne klares Denken wäre er nicht in der Lage, die richtigen Schlüsse aus dem falschen Verlauf jener Dinge zu ziehen, die schuld daran sind, dass etwas aus der Bahn läuft. Wenn er selbst die Fassung verloren hat oder in seinen Überzeugungen etwas aus dem Takt geraten ist oder die Welt sich zu überschlagen droht, bietet ihm solch ein Kirchenraum eine prima Orientierungshilfe. So wundert es nicht, wenn er sich noch einmal dazu gedrängt fühlt, die Frage nach dem prinzipiellen Lauf der Dinge zu stellen, indem er kurzerhand den Lieben Gott anredet mit den Worten:

„Was ist es nur mit dem Auswuchs an Sorge, der jetzt überall in der Welt den Leuten über den Kopf zu wachsen beginnt? Was ist es mit all den großen Bewegungen, die alle Länder durcheilen und das Oberste zuunterst kehren und umgekehrt? Ehrlich gesagt komme ich mir vor wie dieses berühmte Sandkorn, das mit Millionen seiner Brüder in ein Sieb gekippt wird und solange hin und her gerüttelt wird, bis es sich von denen abtrennt, die durch alle Ritzen fallen oder eben auf dem feinen Gitterrost der Tugend liegen bleiben. Es muss doch eine Antwort auf all die großen Fragen geben, die ich in meinem Buch niedergeschrieben habe und die ich im Nachhinein vielleicht sogar noch mit

sachdienlichen Hinweisen versehen will? Lieber Gott, wenn es dich gibt – und das will auch ich stark hoffen! – , lass mir doch bitte einen Wink zukommen, wo ich forschen und wie ich es anstellen soll, die Sache voll und ganz zu klären! Ich lechze nach dem Überblick, der es mir ermöglicht, frei im Herzen zu sein und sicher im Urteil!“

Aber der Liebe Gott antwortet nicht. Jedenfalls nicht sofort. Der Himmel hat es nicht eilig, man kennt das. Was ist schon ein Tag, was ein Menschenalter im Angesicht der Äonen, die kommen und gehen und worin Sterne und Universen geboren werden *im Verhältnis zu einer Frage?* – Kowalski spürt die Dimensionen und das große Missverhältnis, das zu seinen Ungunsten herrscht. Wahrscheinlich geht er deshalb auch ganz leise den Mittelgang des Kirchenschiffs zurück und setzt seinen Fuß andächtig ins Freie. Man kann den Lieben Gott nicht drängen, das weiß er. „Man kann ihn nicht nur nicht drängen, sondern man muss offen sein für Hinweise, die er einem zuspielt auch ohne große Worte und Trara.“

K15 *Kowalski meint damit jene Form diskreter Belehrung,*

die Menschen wie ihn gern auf Umwegen zum Ziel führen oder sie sozusagen über das stolpern lassen, was sie freien Schrittes zu finden nicht in der Lage sind. Man sagt dann ja oft: „Hoppla!, jetzt hätte ich fast etwas übersehen.“ Aber in Wirklichkeit wurde man vom Lieben Gott nur mit der Nase auf das gestoßen, was man offenen Auges zu übergehen bereit war. Mit einem Wort: Genauso geht es jetzt unserem Ermittler. Da er für einen kurzen Moment nicht aufpasst und fast in ein Loch stolpert, das sich gähnend vor ihm auftut, weiß er spontan, dass hier der entscheidende Hinweis auf ihn wartet. „Zum Glück ist es kein Grab, sondern nur eine Grube!“, beschwichtigt er sich noch: „... Eine Grube, in der Archäologen eine *Entdeckung* gemacht haben.“

Reste von altem Mauerwerk sind sichtbar zutage gelegt und verweisen darauf, dass hier einmal etwas gestanden hat, das Haus war oder Siedlung. Ihr kleinster Teil gibt Aufschluss über das Ganze.

„Schon dieser kleinste Teil gibt also Aufschluss über all das, was hier einmal gewesen sein mag!“, kombiniert unser Ermittler präzise und: „So ein Archäologe macht das vermutlich ganz richtig: Anstatt alles umzugraben, begnügt er sich erst einmal mit einer einzigen Stelle, die er als mustergültig bestimmt und deren genauere Betrachtung ihm letztendlich erlaubt, saubere Schlüsse zu ziehen. Ein Detail führt zum nächsten. Wer Augen hat zu lesen, der lese ... Vor allem die Botschaft, dass unter der alten Haut der Steine das noch viel ältere Gedärm der Vorgeschichte liegt. Ich finde das echt faszinierend!“

Aber dann hält er kurz inne, weil ihm neben den alten Mauerresten plötzlich auch die Machart der Grube selbst ins Auge sticht. Er mustert sie sorgsam und sagt dann nachdenklich vor sich hin: „Wenn ich in solch ein

Loch wie dieses hier blicke, das eine saubere Stechkannte besitzt und von der Präzision des Experten kündigt, wird mir vor allem klar, dass auch ich mich mit meinen Fragen zu beschränken habe. Dieses Loch ist ein Gleichnis und eine Antwort des Himmels auf mein Drängen an ihn. Ich sehe ein: Man kann nicht überall wühlen! So etwas übersteigt die eigenen Kräfte immens und führt am Ende anstatt zu guten Ergebnissen nur zu einer unübersehbaren Zahl von Löchern, die es einem schwer machen, obenauf zu bleiben. Besser also ich konzentriere mich und versuche es exemplarisch! Ich meine, wenn wir schon hierzulande das Fremde in der Welt als maßgeblichen Faktor erachten, der uns Sorge bereitet, dann sollte ich mich womöglich einfach etwas genauer mit all diesem Fremden auseinandersetzen, das jetzt zu uns kommt, um unsere heile Welt zu untergraben und auszuhöhlen. – Oder sollte ich besser sagen: Um uns zu zeigen, wie leicht es ist, uns allen die bereits bestehende Hohlheit unserer angeblich so heilen Welt vor Augen zu führen?“

K16 *Und also macht sich unser Freund auf die Suche nach einer geeigneten Grabungsstelle. Er weiß, dass eine solche zu finden nicht nur knifflig ist, sondern jede wühlende Tätigkeit an sich desto leichter fällt, je mehr helfende Hände sich ihrer unterwinden. Im übertragenden Sinn bedeutet dies für ihn nichts anderes, als dass es vorteilhaft sein wird, sich frühzeitig um Verbündete oder auch nur solide Gesprächspartner zu kümmern.*

Lisbeth zumindest gehört mit in diese Riege. Sie war es ja, aus deren Munde sozusagen Weisung an den Pensionär erging, sich eingehender mit dem Phänomen des Fremden in der Welt zu befassen. Und Mut hat sie ihm überdies zugesprochen, als sie einige wegweisende Sätze seines selbstverfassten Buches lobte ... Auch ist da noch sein alter Schulfreund und Ex-Kollege im Staatsdienst Eduard Weinreuter, den er einfach „Ewe“ nennt. Der ist zwar mitunter ein schrulliger Typ, weil er ein ewiger Junggeselle geblieben ist und sturen Meinungen gerne einmal anhaftet. Aber wenn es darauf ankommt, kann man sich voll auf ihn verlassen. Mittlerweile ist er Leiter des städtischen Ordnungsamtes und, wo es seine Laune zulässt, sogar bereit, über seinen eigenen Schatten zu springen. Der sich selbst ernennende Ermittler in Sachen „Fremdheitskrise“ geht in zweierlei Hoffnung zu Ewe: Erstens um ihn als Mitarbeiter in der Sache zu gewinnen und zweitens auch um sachdienliche Hinweise von ihm zu erhalten: Denn wenn nicht der Leiter eines Ordnungsamtes etwas von Belang zu alledem beitragen kann, wer denn dann, bitteschön! Schließlich scheint die Auseinandersetzung mit dem Fremden in der Welt ein extremes Maß an Unordnung in den unterschiedlichen Volksapparaturen zu erzeugen, und dann ist ja auch das Prinzip Chaos der erste Widersacher jeder städtischen Behörde.

Nach einer gründlichen Einführung in das Thema, geraten die beiden jedenfalls schnell zu dem Punkt, an den Kowalski kommen will, und bei welchem es ihm leicht fällt zu fragen:

„Was hältst du denn eigentlich von der ganzen Angelegenheit? Extremismus lauert jetzt in jeder Ecke und unsere weiland frohgemute Meisterrepublik verkommt zu einem blöden Volkstumult. Was ist der Grund für diesen Wandel? Oder sind es derer mehrere – ich meine, Gründe? Und wenn ja, wie kann ich diese Gründe finden? Wo ist der geeignete Ort dafür, den Spaten des Forscherdrangs in den harten Boden der uns umgebenden Verhältnisse zu rammen? Kannst du mir sagen, woher das alles kommt? Bitte, Ewe, sei so nett und lass mich deine Weisheit schmecken!“

Weinreuter schnäuzt sich zuerst einmal tüchtig, wie er das oft vor schwierigen Antworten tut, eh er seinem Ärger in der Sache Luft macht:

„Woher das alles kommen mag? – Woher das alles kommen mag, willst du wissen? Aber das ist doch sonnenklar: Das hat uns unsere nette Frau Kanzlerin eingebrockt! Geht hin und öffnet die Grenzen unseres wunderbaren Landes! Was für ein Grundübel!“ – Aber dann wird Weinreuter etwas bedächtiger und spricht sogar im Flüsterton: „Bitte, versteh mich nicht falsch. Ich meine, wir hier im Staatsdienst, du weißt ja, wie das läuft ...“

Kowalski schätzt, dass sich dieses „Du-weißt-ja-wie-das-läuft“ auf ein Sprichwort bezieht, das da lautet: „Du sollst die Hand nicht beißen, die dich füttert.“ Aber er ist sich trotzdem nicht sicher, ob Weinreuters Statement sich nun gegen Flüchtlinge im Allgemeinen, Politiker im Besonderen oder beides in gleich starkem Maß richtet.

„Gut, ich kenne natürlich deine Abneigung gegen das, was 2015 geschah. Aber ich frage dich nicht nach deinen persönlichen Vorbehalten gegenüber dieser einen